

[Nachdruck verboten.]

Moderne Mesallianzen.

Von Hugo Klein.

Giebt es eine anmutigere Chronik als jene, die uns berichtet, wie die Schönheit Kronen erwirbt? Wenn es nur nicht manchmal auch Dornenkronen wären! Es geht in dieser Beziehung in unserer Zeit nicht besser, als in allen Tagen. Die demokratischen Grundzüge sind gewiß etwas Schönes, bilden sie aber wirklich die allgemein acceptierte Wirtze des Fortschritts? In Frankreich wird man bald das hundertjährige Jubiläum der französischen Revolution feiern, welche den Prinzipien der Gleichheit auf den Kontinent eine Gasse gebahnt haben soll, unser Säkulum nennt sich das der Humanität, welches sich sogar der abgetragenen Todtschläger fürderlich annehmen will, wo man geht und steht, hört man die schönsten Phrasen über die neue Zeit, welche die Verschmelzung aller Stände anstrebt, wenn man aber unsere sozialen Verhältnisse genauer prüft, so gelangt man bald zu sehr betrübenden Resultaten über die Ausgleichung der politischen und gesellschaftlichen Gegensätze im Leben der Völker.

Beweis dafür auch das Kapitel der modernen Mesallianzen.

Ich lenkte nicht ohne Anlaß die Aufmerksamkeit darauf. Gerade in letzter Zeit drang manche Kunde über solche „Mißheirathen“ in die Oeffentlichkeit, die wohl geeignet ist, selbst den Optimisten, der diese Welt immer als die beste der Welten ansieht, kühlig zu machen. Man sollte meinen, daß über die sogenannte Mesalliance die Akten bereits geschlossen sind. Wir legen auf der Bühne so häufig, daß das arme, niedrig geborene Mädchen die Frau adelnholzer Verehrer wird, die sich durch fünf Akte redlich bemühen, alle Schwierigkeiten zu besiegen, um die geschnäbelte Herzenskönigin heimzuführen zu können, in unseren Novellen ist der Graf noch immer so überglücklich, die Häherin heirathen zu können, daß wir schließlich annehmen können, solche Ehebindnisse seien bereits eine Alltäglichkeit und gereichen allen Parteien zum Vorthelle. Die arme Professorstochter, welche so seltene Vorzüge des Geistes und Herzens besitzt, daß sie viele Komtessen und Baronessen nicht nur an Schönheit, sondern auch in anderer Beziehung übertrifften dürfte, verdient sicherlich, in jeden Kreis aufgenommen zu werden und wird dort ihren Platz zweifelsohne mit Grazie und Anstand ausfüllen. Andererseits kann es manchem alten Grafengeschlechte nicht schaden, wenn auf seinem weiten Stamm ein gelundenes, hübsches Mädchen gepflanzt wird, wenn manches von Alters her verdorrte Blaublut sich mit frischen, rothen Säfte vermischt.

Aber weit gefehlt! In dem Jahrhundert der Humanität giebt es keine unerhöflicheren Unzulänglichkeiten als jene, die gegen diese armen, schönen Mädchen geübt wird, welche sich bloß durch die angeborene Anmut und die anergogene Bildung über ihren Kreis erheben. Ob diese Mädchen, später treue Gattinnen und gute Mütter werden, ob sie halten, was sie versprochen, und die Männer, die ihnen trotz aller Standesvorurtheile die Hand zum Bunde fürs Leben reichen, wirklich beglücken, das erscheint den hochgeborenen Herrschaften, in deren Kreis die bedauernswürthen Geschöpfe verweilt werden, ja sogar den nächsten Anverwandten des Namens ganz und gar Nebenache. Unerbittlicher Haß verfolgt die Eindringlinge bis an's Ende und weiß kein Opfer oft auch zu erreichen. Ein Lauspiel ist's gewöhnlich, das mit der Heirath des Grafen und der Bürgerstochter endet. Womit aber diese Heirath nicht abschießt, das ist gewöhnlich ein Trauerspiel.

Die Männer haben sich bei solchen Ehen selten zu beklagen. Es kommt gar nicht vor, daß man hören würde, ein armes Bürgermädchen, das durch eine Heirath in hochgeborene oder gar hohe Gesellschaft gerathen, habe sich der Wahl des Gatten nicht würdig erwiesen. Ja, diese bürgerlichen Geschöpfe verstehen es trefflich, die Männer glücklich zu machen. Zahlreiche Beispiele verkünden das. Ich will nur einige Fälle erwähnen, die in letzter Zeit wieder besprochen wurden. Der kürzlich verstorbene Statthalter von Portugal fand das vollkommenste Glück an der Seite der Gräfin von Eblo, der Schneiderstochter aus New-York, der ehemaligen Opernsängerin, deren seine Gesellschafter, Herzensgüte und Liebenswürdigkeit allgemein anerkannt wurden. Selbst die dicke Rosina verstand es, den König Victor Emanuel in ihrer Art zu beglücken. Wird aber eine Mesalliance durch den Tod gelöst, wird der Unglückliche, die sich in feindliche Gewalt gegeben, durch das Schicksal der Verstorbenen gerührt, dann ist die arme Wittve gewöhnlich aller Umhill preisgegeben, welches das verlegte Standesgefühl nur zu erkennen vermag.

Einige „absprechende Beispiele“ dieser Art wurden auch in letzter Zeit bekannt. Da ist vor Allen die Ehe des Prinzen Leopold von Coburg mit der früheren Schauspielerin und Sängerin Constanze Weiger. Aus einer in der „Coburger Zeitung“ veröffentlichten Erklärung des bürgerlichen Kabinetts gehen folgende Thatsachen hervor: Nachdem der Prinz die Sängerin geheirathet, wurde er im Jahre 1862 von den Anverwandten verhalten, seinen fürstlichen Namen und Titel abzulegen. Prinz Leopold von Coburg mit Gemahlin verschwand von der Bildfläche, sie

verwandelten sich in den Baron und die Baronin von Rutenstein. Für die Gnade, wenigstens einen freiherrlichen Titel führen zu dürfen, mußte der Prinz eine schriftliche Erklärung abgeben, daß er weder für seine Frau noch für seinen Sohn vom herzoglichen Hause je eine Subvention beanspruchen werde, was auch für den Fall seines Todes Gültigkeit hätte. Der Prinz hatte ein bedeutendes Privatvermögen, das er jedoch im Laufe von zwanzig Jahren verbrauchte oder verlor. Als er starb, blieb seine Wittve gänzlich mittellos zurück. Sie war gezwungen, sich an das herzogliche Haus um eine Unterstützung zu wenden, wobei sie zwar kein Recht, wohl aber Billigkeitsgründe geltend machen konnte. Sie wurde abgewiesen, denn „das herzogliche Haus hat der Baronin gegenüber keine Verpflichtungen und alle Ansprüche, welche sie an das herzogliche Haus gestellt hat oder stellen dürfte, werden, wie bisher, unberücksichtigt bleiben.“

Entschiedener kann wohl keine Erklärung lauten. Ich lasse nur die nackten Thatsachen sprechen und halte mich jedes Kommentars. Möge sich Jeder sein Urtheil selbst bilden, es kann nicht schwer fallen. Manche werden diesem Falle gegenüber einwenden, seine Tragik entspringe aus dem Umstand, daß der verstorbene Prinz der Pflicht des Gatten nicht eingedenk war, für seine Frau auch mit Hinblick auf seinen Todesfall zu sorgen. Möglich, daß diese Pflicht verkannt wurde. Wäre es aber der Wittve wirklich besser ergangen, wenn die Fürsorge nicht unterblieben wäre?

Man lese doch einmal das kürzlich in Paris erschienene Buch der Wittve des Fürsten Ludwig Sagn-Wittgenstein-Sagn, geborenen Amalie Wittenthal, aus diesem Buche sind sehr lehrreiche Dinge zu erfahren. Ich gehe wieder ganz objectiv vor, indem ich nur die nackten Thatsachen konstatiren will, die sich aus dem Werke ergeben. Die Ehe des Prinzen mit der bürgerlichen Amalie Wittenthal war eine durchaus glückliche, bis sie durch den Tod des Fürsten in Rom getrennt wurde. Der Fürst war der Pflicht gegen seine Frau eingedenk gewesen und hatte sie testamentarisch zur Universalerbin seines Privatvermögens eingesetzt. Die Prinzen des Hauses Wittgenstein weigerten sich jedoch, die Bestimmungen des Testaments zu respektiren und der Wittve die Hinterlassenschaft auszuwählen. Sie wandte sich jedoch an die Gerichte, die sie jedoch mit ihrer Forderung abwiegen, weil — sie nicht ebenbürtig sei. Ich kann nun noch immerhin den Standpunkt des Leipziger Reichsgerichts begreifen, welches der Amalie Wittenthal das Recht auf fürstlichen Rang und Titel abspach und ihr nur gestattete, sich „die Wittve“ des Prinzen Ludwig von Sagn-Wittgenstein-Sagn zu nennen, was aber die Ebenbürtigkeit mit vermögensrechtlichen Fragen zu thun hat und wie die Nicht-Ebenbürtigkeit eines Erben als Rechtsgrund zur Umstößung eines Testaments dienen kann, darüber bespreche ich mir vergessens den Kopf.

Ich mache jedoch hierüber keine Glossen, ebenso wenig wie über die Auflösung der Ehe des Großherzogs von Hessen mit der bekannten Frau Kolomeje, die auf gerichtliche Entscheidung beruht. In der Motivirung seines Urtheils führt das Darmstädter Oberlandesgericht die folgenden, ausschließlich maßgebenden Ehebindungsgründe an: „1. Die Mißbilligung des Erblandes durch die fürstlichen Verwandten des Herrn Königs; 2. die Mißbilligung der öffentlichen Meinung im Lande, welche einmüthig in dem Abschlusse dieser Ehe eine Störung des glücklichen Verhältnisses, in welchem sich der Landesherz zu dem Lande gefunden, auf's Tiefste empfunden habe.“ Dieses Urtheil kann man sich wenigstens aus dem Grunde freuen, weil es beweist, wie unvorommend die deutschen Landesfürsten die öffentliche Meinung im Lande beachten. Man bringe nicht vor, die Tragik aller dieser Fälle entspringe den außerordentlichen Verhältnissen in fürstlichen Kreisen. Bei den Grafen und Baroncn ist es auch nicht anders. Graf Gabriel Karolyi heirathete ein bürgerliches Mädchen und wurde deshalb von seinem Vater enterbt, welcher den übrigen fünf Kindern das Vermögen von 36 Millionen Gulden hinterließ. Graf Gabriel beanspruchte seinen Antheil von der Hinterlassenschaft, der ihm nach unangenehmem Gehege ebenfalls geblüht, und als ihm die Brüder denselben verweigerten, trat er klagbar auf. Die Gerichte wiesen ihn mit seiner Forderung ab. Im Laufe der Verhandlung stellte sich heraus, daß ihm die Brüder Anfangs eine Abfindungssumme von einigen hunderttausend Gulden zahlen wollten, schließlich aber auch diese verweigerten. Warum hatte er auch ein bürgerliches Mädchen geheirathet?

Fern sei es von mir, über solche Fälle Lärm machen zu wollen, ein Wort des Tadels über die unbillige Behandlung hilfloser Frauen oder über gerichtliche Entscheidungen zu sprechen, welche in einem Rechtsstaate etwas Fremdartig berühren mögen. Ich wollte nur das gesellschaftliche Loos jener Frauen illustriren, die sich in moderner Zeit über ihren Stand erheben. Sie finden nirgend Schutz und Wertbeziehung, ihre Bitte dringt nicht zu Gehör, ihre Klage bleibt fruchtlos, ihr Recht hat keine Geltung. Wenn sie ihre Thänen weinen, sucht man die Uebersicht, ihre Demüthigung findet man in der Ordnung, ihre Aufsehnung provoziert den Spott.

Und wie werden die armen Mädchen benedict, die ein Graf oder ein Baron zu sich erhebt! wie werden sie

glücklich gepriesen, wie fragt sich jede Mutter von Töchtern ohne Mühe bei solchen Heirathen im Stillen, ob denn ihre schönen Kinder nicht ein gleich herrliches Loos verdient hätten?! Mit welchem Geizirge gratulirt man dem Sonntagekinde, das sich mit einer vieladigen Krone vermaßt! Welchen Weizbrauch freunt bei solchem Anlasse jedes demokratisch gestimmte Gemüth dem „nivellirenden Geiste der Zeit“, der jeden Unterschied der Stände verflucht! Aber es ist kein Grund zum Neide vorhanden, der sehnsüchtige Wunsch nach einem ähnlichen Glücke ist eine Herausforderung des Schicksals, die demokratischen Jubelhymnen sind lächerliche Täuschung. Das und nichts anderes wollte ich heute sagen über die „modernen Mesallianzen“. Ich bin mir dabei bewußt, in den Wind gesprochen zu haben, denn wer wird Warnungen wie diese beherzigen? In unserm demokratischen Zeitalter besitzt ein freiherrliches Wappen am Kutischenschlage noch immer einen Reiz, der alle Mädchen verführt, der alle Väter und Mütter für die Gefahren blind macht, die ihrer Töchter auf dem Parquet der vornehmen Salons harrt. Wenn man ihnen auch hundert trostlose Fälle moderner „Mesallianzen“ anführte, sie würden doch nicht bekehrt. Alle traurigen Erfahrungen der Vergangenheit sind nicht im Stande, die unwürdigen Mädchen befehllich zu machen, die in's Licht flattern — ja, die unglücklichen Opfer solcher Ehebindnisse selbst zu warnen. Beweis dafür die schonen-geprüfte „Wittve des Fürsten Sagn-Wittgenstein-Sagn“, geborene Amalie Wittenthal, die in einer Widmung ihres vorhin erwähnten Buches dem p. t. Publikum hoch zur Kenntniß bringt, daß sie sich soeben mit einem — Baron Reichsach verlobt habe . . .

[Nachdruck verboten.]

Kabensammer.

(Aus den Memoiren eines Wickelknecht.)

Von Julian Weiß (Budapest).

Im Laufe des Monats April erscheint bei Albert Unlad in Leipzig ein humoristisches Werk, das Aufsehen erregen dürfte. Der Verfasser derselben ist untern Leuten wohlbekannt und es genügt, hier darauf hinzuweisen, daß derselbe in seinem neuen Buche, das der Titel: „Aus den Memoiren eines Wickelknecht“, führt, die Bemerkungen und Betrachtungen eines Kindes wieder giebt, das auf der ersten Seite einen Tag alt ist und auf der letzten Seite des Buches erst dreihundertachtundachtzig Tage zählt. Es ist also ein durchaus originelles Buch, das trotz der Satire, die es enthält, so harmlos und heiter ist, daß es jeder Mutter, jedem Vater, ja jeder Kindesfreund und jedem Feinderreunde Vergnügen bereiten wird. Wir verbanden dem Autor die folgende „Koloprobe“:

On revient toujours à ses premiers amours. Ich besitze wieder eine Amme und hänge mit Liebe an ihr. Seit Wochen leben wir im besten Einvernehmen und kein Wäffchen trübt unseren Himmel, an welchem alle Sterne leuchten. Man hat die Befürchtung ausgesprochen, daß ich mich bei meiner zweiten Amme nicht wohl befinden werde, denn dieselbe war eine Wienerin, während ihre Vorgängerin eine Gesehin gewesen, und das verträgt sich schlecht. Doch ich habe alle Befürchtungen zu Schanden gemacht und im Trinken meinen Mann gestellt, als ob ich bereits als Student an der Brust der alma mater mehrere Semester absolviert hätte. Wie dem Könige von Thule gingen auch mir die Augen über, „so oft ich trant daraus“, aber ich fühlte mich wohl und glücklich und zog die lang entbehrten Gemüthe mit vollen Zügen ein. . . D, hoptet meiner nicht, theure Alexin und theurer Leier, denn auch Ihr habt es nicht anders gemacht. Wir find Menschen und daher von kleinan Trinker. In der Hauptache sind wir einig, nur in den Details gehen wir auseinander. Der Eine trinkt Milch, der Andere Kamillekaffee. Doch ich Milch trinke und mit Vergnügen trinke, darf mir Niemand abelnehmen. Es ist vielleicht kindisch, daß ich darüber spreche, aber was wollen Sie, ich bin erst drei Monate alt und selbst Kant hat sich in diesem Alter noch nicht mit der Kritik der reinen Vernunft beschäftigt und war nur ein reiner Thor, ja vielleicht nicht einmal ein reiner.

Ich lebe, wie gesagt recht glücklich. Die traurigen Tage und Stunden meiner frühesten Kindheit waren vergessen und ich war ein Kind comme il faut. Der Dichter hätte an mich denken dürfen, als er den höchsten Vers niederschrieb: „Dies Kind, kein Engel ist lo rein, laßt Eurer Quab empfinden jein!“ Man liebe mich, man achte mich und es versteht sich von selbst, daß man mich auf den Händen trug. An jenen Rufen, welche ich von schönen Frauen und lieblichen Mädchen erhielt, werde ich noch als Großvater zehren. Ich war aber auch ein hübscher Junge. Es wäre ungeschicklich von mir, alle Complimente wiederzugeben, welche man mir machte, denn meine Memoiren haben nicht (wie diejenigen gewisser Staatsmänner) den Zweck, mich selbst in den Himmel zu heben. Mein Himmel ist an Deiner Brust!“ wie ich mit Schiller meiner neuen Amme Noja zu, und ich hoffe, es wird Niemand eine Einwendung dagegen erheben.

Doch ich muß gestehen, daß ich einmal aus meinem Himmel fiel.

In den allerweitesten Kreisen ist es bereits bekannt, daß bei den Rosen gleich die Dornen stechen und daß der

Wermuthstropfen am liebsten in den Becher der Freude fällt. Ich muß lieber alkoholisch die traurige Wahrnehmung machen, daß die Luft der Kreaturen gefüllt ist mit Bitterkeit. In den ersten Tagen und Wochen, da mich Noia unter ihre Fittiche nahm, fühlte ich mich wohl, wie ein Vögelchen in der Luft und ein Fischlein im Wasser. Ich hätte aufzusehen mögen vor Sonne und Vergnügen, wenn ich es nicht vorgezogen haben würde, zu trinken. Die herlichsten Hofdenkmalen aller Zeiten hätte ich unter den Tisch gekrümmt und Noia verständig täglich mit Trümpfen: „Er trinkt wie ein Mäusenbinder!“ Keine Refinerie im Bierhause kann mit mehr Vergnügen den unendlichen Durst eines Stammgastes verzehren, als das Noia that, und in der That, mein Durst war kaum zu stillen. Acht Tage mußte ich förmliche Kantalkausalen erdulden, und nun, da der Knabe wieder an der Quelle saß, suchte ich das Verträumte einzuholen. Ich trank bei Tag und Nacht, bei Wind und Wetter; am Morgen, am später munter zu werden, am Abend, um leichter einzuschlafen, Vormittags, um den Hunger zu stillen, Nachmittags, um leichter zu verdauen und sonst noch einige Male, um mir die Zeit zu vertreiben. Doch allwählich ist ungesund, allwählich Milch verursacht Weinkämpfe und der Krug geht so lange zum Bräumen, bis er bricht. Der Krug war ich.

In meinem jugendlichen Leichtsinne hatte ich mir zu viel zugemutet. Mein Magen hielt die Belastungsprobe nicht aus und die Folgen waren entsetzlich. Die Milch stieg mir zu Kopf — ich bekam einen Krampf. Anfangs kam mir die Sache recht heiter vor. . . Kleine Engel tanzten vor meinen Augen und kredenzten mir riesige Becher voll Milch, später wurden aus diesen Engeln kleine Teufel, welche mich verhöhnten und verlästerten. . . Dann verschwand Engel und Teufel und ich sah nur ein Zimmer, das sich im Kreise bewegte — ein neuer Beweis dafür, daß sich die Erde um ihre Achse dreht. Schließlich schien es mir, als ob alle Personen im Zimmer tanzen würden. Auch die alte Dame mit den drei Föhnen sprang umher, es war ein drohlicher Anblick, aber trotzdem schien mir das Weinen viel näher zu sein, als das Lachen. . . Mein Zweifel, ich war beneidet. Wie Nebelbilder zogen denn auch die Ereignisse an mir vorüber. Ich sah Papa, Großmama und noch eine ganze Menge von fremden Menschen und schließlich verlor ich in tiefen Schlaf. . . D. wie schwerlich waren die Träume, die mich nun quälten. Anfangs schien es mir, als ob ich eine Festung wäre, die von tausend fürchterlich aussehenden Soldaten belagert werden würde. Man bombardierte mich, man hungerte mich aus und man zündete mich an allen Ecken und Enden an. Kein Wunder, daß ich mich schließlich übergeben mußte. . . Dann wieder schien es mir, als ob ich ein Schiff wäre, das auf sturmbelegten Meeren hin und her geschaukelt wird. Die Wellen gingen hoch über Bord, der Sturm warf mich von einer Seite auf die andere, ich bekam ein Kopf, das Salzwasser drang in den unteren Schiffsraum ein, ich wurde keimfähig (das ist die gefährlichste Seerkrankheit, an welcher ein Schiff überhaupt leben kann) und ging schließlich in einem Meere von Unbelagern und Misknuth unter. . . Schreckliche Träume!

Doch das Erwachen war ebenfalls nicht angenehm. Als ich die Augen öffnete, erstrahlte mir die ganze Welt wie in Milch getaucht.

Das war ein Katzenjammer, mein erster Katzenjammer. Es giebt kaum Worte, die meinen Zustand so schäblich veranschaulichen. Mein Kopf war so schwer, daß ich denselben nicht zu heben vermochte, meine Glieder waren steif und hölzern, in meinen Ohren sumimte es wie in zwei Bienenschwärmen, und ich selbst kam mir vor wie eine übervolle Champagnerflasche, die den Korkhölzchen am liebsten an den Pfosten schleudern möchte. In mir gährte der Jovn, das Unbelagern und die Milch. Das Leben erschien mir eitel, ischaal und unersprißlich, und das Treiben der Menschen widerlich, albern und nichtig. Der Ehrgeiz war mir gleichgültiger als Milchbrot, das Geld unangenehmer als Nahn und die Liebe verhasster als Wollte. Alle Ermutigungen der Kultur hätte ich für ein faures Anjengerecht hingeegeben. Wenn mich etwas mit der Menschheit verführte, so war es der Gedanke, daß die Krüge noch nicht abgeschafft sind und daß nach wie vor neue Kanonen und Repetirgewehre erfunden werden, um die Menschen nach den Katzenjammer zu vernichten. Ein Wunsch erfüllte meine Seele: Ach wäre ich groß und Soldat und — erschossen! . . . Ich trug mich mit Selbstmordgedanken und nahm mir sehr vor, das Wert eines pejmischen Quittens zu sein, wie dieselben jetzt zu Dugenden herumdichten und sich täglich in Tamben und Trochäen ihres Lebens schämen.

... Jedes Wort verlegte, jeder Blick kränkte, jeder Ton schmerzte mich. Meine Nerven zitterten bei jedem Hauche und ich rief oft und oft: „der Menschheit ganzer Katzenjammer laßt mich an!“ Ich fühlte mich so elend, daß ich einen Delinquenten vor seiner Zurückrichtung hätte beneiden mögen. Speise und Trank widerten mich an und wenn etwas im Stande gewesen wäre, mich zu reizen, so würde es nur ein — Häring gewesen sein.

Alle Menschen waren mir verhasst und besonders meine geliebte Noia lag mir im Magen. . . Sie kam mir vor, wie eine süße Lortz, an welcher man sich fast geffien hat. Der Anblick allein erweckt Widerwillen. So oft sah Noia näher, schloß ich die Augen, um sie nicht zu sehen. Entsetzliches Weib, das mir die schönsten Tage meines Lebens durch den abscheulichsten Katzenjammer der Welt verdirbete! Ich hätte Noia am liebsten wegen — Verführung der Milch unter Anlagte stellen lassen, denn mit natürlichen Dingen konnte es doch nicht zugegangen sein! — Ich hatte

gellern einen Krampf wie ein Mäusenchen und heute einen Katzenjammer wie ein Elefant. — Und dabei wollte mich Noia mit ihrem alten Hausmittel kurieren. Sie wollte eine Milchkur an mir verschicken und was die Milch verbrochen, durch Milch wieder gut machen. Als ob man in Wirklichkeit den Teufel durch Beelzebub austreiben könnte! Ich verhielt mich aber allen Annäherungsversuchen gegenüber schroff und kalt. Ich hatte weder einen freundlichen Blick, noch ein freundliches Wort für sie und je beströbter sie wurde, desto unbeherrschter wurde ich. Ihre Verzweiflung war mein Trost. Sowohl, selbst der beste Mensch wird bössartig, wenn man ihn reizt — und auch ein so kleiner Wurm wie ich kränkt sich, wenn er getreten wird.

Meine Eltern hatten großen Kummer. „Robert fiebert.“ — Er bekommt offenbar die Weisheitszähne“, meinte Papa.

„Zähne?“ warf Noia ein, „was Ihnen einfällt, gnädiger Herr. Zähne bekommt man im besten Falle im sechsten Monat. Es hat noch kein Kind gegeben, das schon im Alter von drei Monaten.“

„Schweigen Sie!“ rief Papa zornig. Er ließ sich nicht gern belehren.

„Sieh doch.“ jagte nun Mama, „sieh doch, wie der arme Junge das Köpfchen hängen läßt; er ist gewiß krank.“ — Robert gleicht einem Mäusenchen, das den Rips hat.“

„Ach würde mir nur Jemand das Rips nehmen!“ rief ich verzweifelt.

„Armes Kind, wie es jammert und klagt!“ schrie man von allen Seiten und Papa erklärte, daß man den Arzt sofort rufen müßte. In der That wurden einige Gildoten entendet, um den Doktor zur Stelle zu schaffen. Ich fühlte mich jetzt noch elender. Der Gedanke allein, daß der Doktor mich heinjucken wolle, hätte genügt, um mich krank zu machen, die Angst, daß er jetzt kommen werde, machte meine Leiden noch unerträglich. Endlich erlitten der Doktor. Er pußte sich wie gewöhnlich die Brillengläser und fragte, was mir fehle.

„Er bekommt offenbar die Weisheitszähne“, meinte Papa.

„Ich fürchte, der Scharlach ist im Anzuge“, sagte die stets besorgte Mama.

„Er hat zu viel getrunken“, erklärte Noia. „Dann bin ich ganz ohne Sorgen“, war die Antwort des Arztes.

Ich hatte nichts Anderes erwartet.

Hierauf betastete er meinen Kopf, besühlte meinen Puls, trommelte eine halbe Stunde an meinem Rücken den Parademarsch, bis mir der Athem ausging, kontrollirte den Schlag meines Herzens und betradete mich von allen Seiten. Schließlich rief mir die Geburt. Da er trotz meiner Ermahnungen und Witten, mich doch in Ruhe zu lassen, ohne Unterlaß forschungszielte, verzog ich mich in meinem Borne so weit, daß ich ihm die Zunge zeigte.

Weit entfernt, über diese unwürdige Beleidigung ungehalten zu sein, konstatirte er: „Die Zunge ist belegt — da bin ich ganz ohne Sorgen.“

„Nun, was stellt ihm?“ fragten Papa und Mama wie aus einem Munde.

„Der Junge hat sich den Magen verborben.“ — Er hat zu viel getrunken. — Ein Fuchs darf nicht so viel trinken, wie ein bemoeses Haupt — und überdies hat selbst der älteste Mann nach jedem Nausee einen Katzenjammer.“

„Einen Katzenjammer!“ schrie Mama voll Entsetzen.

„Er hat einen Katzenjammer“, sagte Papa mit Gemüthung. „na, der Junge hängt zeitlich an.“

„Einen ganz gewöhnlichen Katzenjammer“, bestätigte der Arzt und er fügte seinen alten Refrain hinzu, „da bin ich aber ganz ohne Sorgen.“

„Was sollen wir thun?“ fragte Mama voll Verzweiflung.

„Mir hat der Klawir in ähnlichen Fällen immer vorstreffliche Dienste geleistet“, bemerkte Papa.

„Wir werden es wie die Studenten machen“, erklärte der Arzt, ohne sich an den Einwand meines Vaters zu kehren. „Wenn dieselben dem Biere einen Kater verdanken, so verschleuchen sie dieses abscheuliche Thier, indem sie abermals Bier trinken. Robert wird denselben Weg einschlagen, um den Katzenjammer zu vertreiben, den er eingeschlagen, um denselben zu bekommen. Die Milch hat's gegeben, die Milch wird's wieder nehmen. Gift gegen Gift!“

„Ich fürchte, es wird ihm schaden“, flüstelte Mama.

„Da bin ich ganz ohne Sorgen“, entgegnete er, pußte sich die Brillengläser und ging. . .

Ich bin kein boshaftes Weib, aber ich hätte viel darum gegeben, wenn diesem schrecklichen Doktor vor dem Hauptthor ein Ziegelstein auf den Kopf gefallen wäre. Allerdings muß ich der Wahrheit gemäß gestehen, daß sein Vorschlag recht vernünftig war. Der erste Schluß des verhassten Getränkes schmeckte wohl wie Petroleum, aber der zweite Schluß war schon erträglich und der dritte Schluß mundete ganz süß. Diese Kur hatte den schönsten Erfolg. Drei Stunden, nachdem wir mit derselben begonnen hatten, lag ich wieder heiter in meiner Wiege, sah den Himmel voller Geigen und lachte das bekannte Durcheinander für ganz kleine Kurde:

„Milch her, Milch her, oder ich fall' um . . . Bibibum!“

Mannigfaltiges.

[Carmen Sulba.] Warum sich die Königin Elisabeth von Rumänien als Dichterin gerade das Pseudonym „Carmen Sulba“ zugelegt habe — das ist oft gefragt worden. Sie selbst aber hat folgende Antwort ertheilt:

„Carmen heißt Lieb und Sulba heißt Bald. Von selbst gemüth das Weiblich heißt; Und wenn ich im Wald nicht geboren wär, So hieß ich Lieber schon längst nicht mehr. Der Regen hat ich sie abgelaßt, Der Wald hat alles mit angeräumt, Dem Herzen that ich den Schlag dazu. Mich sungen der Wald und das Lied zur Aus.“

„Meine Blumen, keine Blätter.“

Mande Zerkümmert halten wir unser Leben hindurch fest, und bitten uns, jemals einen Grund zu prüfen, bloß aus einer uns selber unbewußten Furcht, die Entdeckung machen zu können, daß wir so lange und so oft das Heilige geliebt und behandelt haben.

Artur Schopenhauer.

Die Frauen aller Länder Die lieben Hüter und Hünder, Doch lieben die Männer in jedem Land Vielmehr noch das Weib und ein Ständchen Band. Carmen Sulba.

War die Nation um 1800 übergeißelt, so hängt sie jetzt schon an, übermüdet zu werden und fünfzehnhundert nicht zum Teil unserer Bildung und unseres Charakters die deutsche Welt regieren. Wilhelm Scherer.

Mit Lesing zurückgeben, heißt fortfahren. Gustav Kühne.

Willst du im Blatt die Zelle sehen, Soßst über's Mikroskop dich neigen; Aber wer die Welt will verstehen, Muß doch zuletzt in den Himmel steigen. Victor Blüthgen.

Derweil die Spaten schreien In ihren Baucanalen Und ihre Stützen In der Weiblichkeit Ecken, Soßt ruhig umherman Der Adler keine Kreuze Und thumt in die Welt an Der Spindel seine Weize. Johannes Scherr.

All unser Leben ist Fragment, Von dem nur Gott den Zusammenhang kennt. Ernst Jell.

Kapitel-Näthel von F. M. Süßlich lang und breit, doch stets genau, Normales Maß bezeichnend, Ob Bald es sei, ob Feld ob Fluß, An Mann ganz gleich sich bleibend, Er heißt es, wie man's auch befaßt Sich dar als Fläche meterhalt. Doch heißt von Sodgericht zurück, Gar lustig von Gelehrer, Kommt etwas auf das Aderstuck Und läßt darauf sich nieder; Wenn mitten drin der Scham ihr ist, So schreit ein Mann daraus entsetzt. Ihr habt ihr, wie sein alles Noß, Schon oft gekaut auf Stämmen, Habt ihn, als fremden Stübchen Spöß, Auch mandmal hören Süßlich, Seit jenen Vogel in's Stuck fesselt, Ausbad erachtet der fremde Noß.

Palindrom von Antonie Sterland. Wenn die Freiheit ist genommen, Schaut Du mich — vorwärts — an bekommen; Rückwärts gelesen, münd' ich Dir, Sieh' Du vermagst mein Glute Bier.

Sonettum. Du mußt es thun, geht einen Kampf Du ein, Sonst wirst gewiß Du nie in ihm es sein.

Reiten-Näthel von Antonie Sterland. Es sind 6 zweifelhafte Wörter zu bilden. Jedes folgende Wort hat als erste Silbe die zweite des vorhergehenden. Die zweite Silbe des letzten Wortes ist gleich der ersten Silbe des ersten.

1. Hauptstadt. 2. Baum. 3. Geistlicher. 4. Gefäß. 5. Menschenrace. 6. Handwerker. Quadrat-Arithmograph von Marie Krüger.

Sösungen aus Nr. 12. 1. Steiger-Näthel: Kamm, Kammer, Kämmerer. 2. Vorgebirg: Regel, Regel.

Correspondenz. M. Richter in S. C. S. Hugo Steiner, A. S. Meta Müller. Alles richtig. Frau Krüger, W. Wagner, Ernst W., Antonie Sterland, 1. und 2. richtig, M. Richter, M. S., Selma S., Hertha Schütz in S., 2. richtig.

